

die ersten vorsichtigen Versuche eine (Wieder-)Annäherung an den neuen preußisch-kleindeutschen Nationalstaat seit dem Frühjahr 1871, sondern auch für die Innenpolitik. Die komplexe Verfasstheit der dualistischen Monarchie brachte es mit sich, dass im gemeinsamen Ministerrat auch über staatsrechtliche Fragen beraten wurde, wie etwa die Aufhebung der Militärgrenze, die Stellung Dalmatiens, auf das Ungarn Ansprüche erhob, oder das Problem des „tschechischen Ausgleichs“: Die vom Ministerium Hohenwart in der westlichen Reichshälfte geplante verfassungsrechtliche Aufwertung des Königreichs Böhmen und seiner Nebenländer wären im Ergebnis auf ein trialistisches System hinausgelaufen, weshalb vor allem die Ungarn dies strikt ablehnten.

Ein kleiner Kritikpunkt soll bei aller verdienten Anerkennung für den gelungenen Band nicht verschwiegen werden: Das dem Band beigefügte Quellen- und Literaturverzeichnis ist bisweilen arg lückenhaft. So fehlen etwa die wichtige Edition von Joseph Becker „Bismarcks spanische ‚Diversion‘ 1870 und der preußisch-deutsche Reichsgründungskrieg“ sowie die Arbeiten von Rainer F. Schmidt zur Politik Andrásys und die neuere Literatur zu Erzherzog Albrecht, um nur einige wenige Titel zu nennen.

---

*Ulrike Lindner*, *Koloniale Begegnungen. Deutschland und Großbritannien als Imperialmächte in Afrika 1880–1914*. (Globalgeschichte, Bd. 10.) Frankfurt am Main/New York, Campus 2011. 533 S., € 54,40. // DOI 10.1515/hzhz-2014-0288

---

Tanja Bühner, London

Seit einigen Jahren steht die Forderung im Raum, Kolonialmächte in ihren globalen Kontexten zu untersuchen. Ulrike Lindners Habilitationsschrift (Hochschule der Bundeswehr München) zu den benachbarten britischen und deutschen Kolonien in Ost- und Südafrika ist eine der raren Studien, die dieses Forschungsdesiderat auf breiter Quellenbasis auch einlöst.

Lindner untersucht in drei Hauptkapiteln die Interaktionen, die gegenseitigen Wahrnehmungen sowie die Wissenstransfers zwischen den Kolonisierenden, und zwar in Bezug auf Herrschaftspraxis, Kriegführung gegen indigene Gegner sowie rassistische Herrschaftskonzeptionen und deren Auswirkungen auf die Kolonisierten. Nach ausführlichen Einführungen in die verschiedenen Themenbereiche gelingt es Lindner, aufgrund der verflechtungs- und transfergeschichtlichen Perspek-

tive über den bisherigen Forschungsstand hinausführende Erkenntnisse zu gewinnen. Zudem geht sie darauf ein, wie Afrikaner die sich durch die Interaktion der zwei Kolonialmächte eröffnenden Handlungsspielräume nutzten.

Während die sich in der Gründungsphase Britisch- und Deutsch-Ostafrikas in einer Diasporasituation befindenden Europäer meist eng kooperierten, grenzten sich die etablierten britischen Kolonien Südafrikas gegenüber dem sie nachahmenden Nachzügler Deutsch-Südwestafrika stärker ab. Konkrete Kooperationen und Wissenstransfers ergaben sich insbesondere hinsichtlich wirtschaftlicher und infrastruktureller Erschließung.

Kolonialkriege brachten große Aufmerksamkeit und vielfache Interaktionen der Kolonialnachbarn mit sich, die aufgrund des gemeinsamen Interesses der Herrschaftssicherung meist wohlwollend ausfielen. So äußerten sich beispielsweise britische Beobachter zuweilen kritisch über den starren deutschen Bürokratismus und Militarismus, prangerten jedoch nie offen die genozidale Kriegführung während des Herero- und Namakrieges an.

Ähnlich gestaltete sich die Situation auch hinsichtlich rassistischer Herrschaftspraxen. Konzepte der „Rassentrennung“ und die Ablehnung von Mischehen waren auf deutscher Seite ausgeprägter. Dennoch handelte es sich Lindner zufolge dabei nicht um Vorboten nationalsozialistischer Vernichtungspolitik, sondern um graduelle Unterschiede, die der späten Gründung des deutschen Kolonialreiches zu einem Zeitpunkt sozialdarwinistischer und eugenischer Denkwelten geschuldet waren. Insgesamt kommt die Autorin zu dem Ergebnis, dass sich in den Vorkriegsjahren trotz der wachsenden nationalen Rivalitäten in Europa die Kooperationen und Wissenstransfers im kolonialen Kontext intensivierten, so dass von einem eigentlichen gemeinsamen Imperialprojekt aufgrund sich verdichtender Globalisierungsprozesse die Rede sein kann.

Ein stärkerer Fokus auf aktuellere Untersuchungsgegenstände wie Kultur und Wissenschaft, auf konkrete Praxen anstelle von Diskursen sowie der Einbezug einschlägiger Dokumente wie das „Militärwochenblatt“ wären wünschenswert gewesen. Diese Kritikpunkte treten allerdings angesichts der beeindruckenden Verarbeitung von Material sowie der innovativen Einordnung von Kolonialgeschichte in ihrer globalen Dimension in den Hintergrund.